

JUDITH MOHR



STADT DER  
**MAGIER**  
UND **DIEBE**



**CARLSEN**

FÜR ULI UND SEINE GALLISCHE GESINNUNG,  
DIE MAGIE BLÜHEN LASSEN KÖNNEN.





**I**ch hatte Angst wie noch nie in meinem Leben. Das war wirklich nicht zu leugnen. Ich stank wahrscheinlich geradezu danach. Den anderen ging es allerdings nicht besser. Alle dachten das Gleiche wie ich: Hoffentlich ist gutes Wetter, hoffentlich sind genug Bieter da!

Es war kühl, ich fröstelte, wie ich da mit bloßem Oberkörper, nur mit einer Hose bekleidet und mit auf dem Rücken gefesselten Händen stand. Der Raum, in dem wir warteten, war muffig und düster. Gestampfter Lehm Boden, unverputzte Wände aus grauen, feucht schimmernden, nur grob behauenen Steinen. Das spärliche Licht kam durch zwei schmale Fensterschlitze knapp unter der Decke. Jedes Mal, wenn sich die Tür nach draußen öffnete, kam ein kalter Luftzug herein. Für jeden von uns öffnete sie sich zweimal. Einmal, wenn einer der Gefängniswärter kam und dem Nächsten in der Reihe den Galgenstrick um den Hals legte. Und noch einmal, wenn man nach draußen geführt wurde.

Was da draußen auf uns wartete, kannte ich nur aus Erzählungen. Dort gab es nur zwei Möglichkeiten für uns und keine davon erlebte man ein zweites Mal im Leben.

Die Aussichten waren äußerst trübe und trieben mir meinen Herzschlag bis in die Wangen hinein, während mein Magen sich zu einem Knoten zusammenzog.

Ich war ein Taschendieb und ich war ein zweites Mal gefangen worden. Das erste Mal, wenn die Stadtpolizei einen Dieb fängt, wird er im Hof der Polizeiwache ausgepeitscht und wieder laufen gelassen. Das war mir im Jahr zuvor passiert. Da war ich vierzehn. Die zwölf langen Narben auf meinem Rücken juckten jedes Mal, wenn ich nur daran dachte. Das Erste, was die Polizei macht, wenn sie einen Dieb fängt, ist, sein Hemd auszuziehen oder es einfach aufzureißen. Dabei ist die Polizei nicht zimperlich. An den Narben auf dem Rücken sieht man sofort, ob es das erste oder zweite Mal ist. Beim zweiten Mal gibt es ein sogenanntes »ordentliches Gerichtsverfahren«. Dass ich nicht lache! Zu fünft wurden wir aus der Zelle gezerrt, über die Flure getrieben und in den Gerichtssaal geführt. Mit Knüppeln bewaffnete Polizisten rechts und links von uns. Der Gerichtssaal war ein hoher, halbrunder Raum mit aufsteigenden Sitzbänken zu beiden Seiten und einem großen, klobigen, ganz in Schwarz gestrichenen Tisch. An dem Tisch saßen drei gelangweilt aussehende Herren. Der in der Mitte mit der Perücke und der langen schwarzen Robe war der Richter. Er hatte Hängebacken und dicke Tränensäcke unter den Augen. Seine Perücke saß schief und vorn auf seiner Robe prangte ein Fleck. Er trank Tee und knabberte an einem Gebäckstück, als wir hereingeführt wurden. Der Schreiber rechts von ihm gähnte herzhaft. Auch das spärliche Publikum schien deutlich uninteressiert, bis auf einen.

»Alles Diebstahl?«, fragte der Richter den Polizeikommissar, der unsere Prozession angeführt hatte.

»Jawohl, Herr Richter!«, tönte der Kommissar pflichtbewusst und legte dem Schreiber fünf Schriftstücke vor. Unsere Polizeiakten. Ein paar hingeschmierte Notizen auf billigem braunem Papier. Der Richter ließ einen gelangweilten Blick über uns schweifen.

»Strang oder Auktion«, nuschelte er an einem Bissen Gebäck vorbei und ließ seinen hölzernen Hammer auf den Tisch knallen. Das war alles. Der Schreiber machte noch einen Stempel auf jedes der Schriftstücke, dann wurden wir wieder zurück in die Zelle irgendwo im dunklen Bauch des Gefängnisses geführt. Das »ordentliche Gerichtsverfahren« hatte keine zwei Minuten gedauert.

Ich konnte nicht lesen, aber auch ohne das Papier und ohne den Stempel auf meiner Polizeiakte überhaupt gesehen zu haben, wusste ich, was dort stand: »A/G«. Jeder Dieb kennt vier Buchstaben. »P« steht für Polizei – oder auch die Krähen, wie sie von uns Dieben wegen ihrer dunkelblauen Mäntel genannt wurden. »A/G« für Auktion oder Galgen, das, was alle zum zweiten Mal gefangenen Diebe erwartet. Und dann gibt es noch das »S«. Dazu kommen wir gleich.

Als die Tür sich das nächste Mal öffnete, konnten wir kurz eine dröhnende Stimme hören: »Wer bietet mehr?« Dann fiel die Tür wieder zu. Ich atmete unwillkürlich auf. Es gab also irgendwelche Bieter da draußen. Alle Gefangenen, die nicht bei der Auktion versteigert wurden, kamen direkt an den Galgen. Wenn schlechtes Wetter war und keiner zum Bieten kam, konnte das auch mal alle Gefangenen einer Zelle betreffen. Ansonsten traf es meist nur die, die keiner haben wollte. Ich war jung und gesund, ich hatte gute Chancen. Oder war ich vielleicht zu jung? Die auf-

kommenden Zweifel ließen mich trotz der beißenden Kälte in Schweiß ausbrechen.

Schließlich waren wir nur noch zu dritt in der Vorhölle, wie wir Gefangenen den Warteraum nannten. Die Tür öffnete sich, ein groß gewachsener Wachmann mit strengem Schnauzbart trat energisch auf mich zu. Er ließ sich einen Galgenstrick von einem der anderen Männer reichen und streifte mir diesen über den Kopf. Ich war der Nächste. Als er an dem rauen Strick zog, schnürte sich die Schlinge um meinen Hals zu und ich stolperte hinter ihm her, ein paar Stufen hinauf und durch die Tür meinem unausweichlichen Schicksal entgegen.

Draußen musste ich erst einmal blinzeln, bis sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten. Der Gefängnishof war von hohen grauen Steinmauern begrenzt. Die tief stehende Sonne des frühen Herbstes ließ die Mauer einen langen Schatten auf die anwesenden Bieter auf der Hofseite vor mir werfen. Die Glocke der Lazaruskirche schlug fünf Mal. Wie ein Echo stimmten leiser die Glocken der anderen Stadtkirchen mit ein. Irgendwer hatte mir mal gesagt, Glockentöne würden so friedlich klingen. Für mich hatten die metallenen Töne etwas Endgültiges. Mein kleines, erbärmliches Leben würde sich in wenigen Minuten grundlegend ändern. Oder enden.

Ich stand auf einer Art hölzernem Podest direkt in der fahlen Herbstsonne und fror im kalten Wind. Vielleicht war es aber auch nur meine aufsteigende Panik, die mich zittern ließ. Direkt vor dem Podest stand ein Polizist an einer Art Schreibpult. Er schien die Auktion zu leiten.

»Jung und gesund!«, dröhnte er gerade, an die wartenden Männer gewandt. Es waren sieben. Das war schon mal nicht

schlecht. Die Käufer der Gefangenen vor mir waren sicher schon gegangen und wir waren ja nur noch drei. Andererseits musste das auch gar nichts heißen. Ich wusste, dass manche nur zu den Auktionen kamen, weil sie hofften, eine Hinrichtung zu sehen. »Der hier gibt sicher einen guten, gehorsamen Arbeitssklaven ab!« Der Wächter neben mir zog unvermittelt an meinem Strick, sodass ich einen Schritt nach vorn stolperte. Einige der Zuschauer lachten. Ich war Ware und Zirkusclown in einem.

»Ich setze zwanzig Taler für ihn an«, fuhr der Auktionator fort, »wer bietet zwanzig Taler?«

Ein kleiner Mann mit verkniffenem Gesicht hob die Hand, sodass sein grüner Mantel sich bauschte. »Ich biete zwanzig!«, rief er schnarrend. Ich begann Hoffnung zu schöpfen, ich würde doch nicht am Galgen enden! Allerdings sah der Mann mit der schnarrenden Stimme nicht so aus, als würde er einen auch nur entfernt freundlichen Herrn abgeben. Mein Magen zog sich noch fester zusammen. Einige der älteren Diebe hatten felsenfest behauptet, dass der Tod am Galgen gnädiger sei, als bei bestimmten Herren dienen zu müssen. Ich war aber nicht bereit, das zu glauben. Nachdem ich mehrere Wochen im finsternen, muffigen Kerker überstanden hatte, stand ich wieder im Tageslicht und atmete die kühle, frische Luft ein. Ich war einfach nicht bereit zu glauben, dass mich nichts erwartete, wofür es sich zu leben lohnte.

Hinten rechts hob ein weiterer Herr die Hand. Er trug einen förmlichen, hohen, schwarzen Zylinder und einen teuer aussehenden schwarzen Mantel.

»25«, sagte er. Der erste Bieter mit dem verkniffenen Gesicht nahm seinen verbeulten Hut vom Kopf, kratzte sich über seine

spärlichen Haare und schnarrte dann: »26 Taler!« Ich sah, dass der vornehme Herr mit dem Zylinder auch die Hand hob, konnte aber nicht verstehen, was er sagte, da in diesem Moment von rechts ein gellender Schrei ertönte, der mir unwillkürlich die Luft abschnürte. Ich wandte den Kopf. Rechts neben dem Podest, auf dem ich mit dem Wächter stand, rauchte es aus einer Feuer- schale, als ein kräftiger Mann mit einer Lederschürze, der aussah wie ein Schmied, gerade ein Brandeisen zurück in die Glut stieß. Ein Brandeisen mit einem S darauf. S für Sklave. Der Schrei war von dem Gefangenen vor mir gekommen, der nach erfolgreicher Versteigerung mit dem Brandzeichen für immer als der gekenn- zeichnet worden war, der er ab jetzt sein würde: ein Sklave. Recht- los, auf Gedeih und Verderb seinem Herrn ausgeliefert. Vielleicht würde er den ganzen Tag bis zur Erschöpfung am Hafen schuftten müssen. Oder in der Mühle vor dem Stadttor staubige Mehlsäcke schleppen.

Man sollte denken, dass der Unterschied zwischen einem Hafearbeiter und einem Sklaven gar nicht so groß war. Beide schleppten sie den lieben langen Tag Kisten, Säcke und sonstige Lasten durch die Gegend. Der Hafearbeiter aber konnte seinen Aufenthaltsort wenigstens frei wählen, konnte bestimmen, mit wem er seine Zeit verbrachte, mit wem er redete und mit wem nicht. Er konnte diese verfluchte Stadt verlassen, wenn er das wollte. Ein Sklave dagegen ...

Bevor ich noch in Panik verfallen konnte, dass mir das gleiche schmerzhafteste Prozedere bevorstand, fiel mein Blick auf das Gerüst hinter der Feuerstelle. Ganz in der Ecke des Gefängnisho- fes stand der Galgen. Eine einsame gekrümmte Gestalt baumelte dort sacht hin und her. Es durchfuhr mich wie ein Blitz. Das war

Jo. Jo mit dem Buckel. Buckel war eigentlich zu viel gesagt, aber Jo hatte eine verzogene Schulter. Deutlich sichtbar. Sie ließ seinen Gang irgendwie schief und schleppend wirken. Ich hatte ihn gekannt. Er war auch in der Gilde gewesen, ein erstaunlich geschickter Dieb. Aber niemand hatte so jemanden als Sklaven haben wollen und jetzt schwankte sein Körper wie ein trockenes Blatt hin und her, als zwei Wachen ihn vom Galgen losknüpften.

Ich hatte keine Zeit mehr, über Jo nachzudenken. Der Wachmann zerrte mich vom Podest herunter. Meine eigene Versteigerung war vorbei. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der Herr mit dem hohen Hut dem Auktionator einige Goldstücke abzählte und dafür ein Schriftstück entgegennahm. Die Stadtverwaltung von Parnass verdiente gut an dem Verkauf von unerwünschtem Gesindel wie uns als Arbeitssklaven.

Bevor ich mich versah, stieß mich die Wache nach vorn, sodass ich mit dem Oberkörper auf einer schräg stehenden Holzplanke zu liegen kam. Mit festem Griff drückte er mich gegen das Brett, ich konnte mich kaum noch bewegen. Beißender Rauch stieg mir in die Nase. Mir wurde schlagartig übel. Der kräftige Mann mit der Lederschürze und den dicken, ledernen Handschuhen hatte das Brandeisen mit dem rot glühenden S schon in der Hand. Er blickte fragend zu meinem Käufer. Der tippte sich auf den Oberarm. Das war gnädig. Ich hatte in der Stadt schon reichlich Sklaven gesehen, die das Brandzeichen auf Stirn, Wange oder Hals getragen hatten.

Der mit dem Brandeisen nickte und drehte sich zu mir um. Hätte ich etwas im Magen gehabt, hätte ich es sicherlich erbrochen. Ich schloss die Augen und versuchte, mich vor dem, was da kam, zu wappnen. Aber nichts konnte mich davor bewahren, bei

diesem gleißenden, sengenden Schmerz, der erst in meinen linken Oberarm und dann durch meinen ganzen Körper fuhr, zu schreien. Obwohl ich laut aufschrie, konnte ich das Zischen meiner Haut unter dem glühenden Eisen hören und roch den widerlichen Geruch meines versengten Fleisches. Es mochte nur einen oder zwei Herzschläge gedauert haben, doch es kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor.

Der Schmerz pochte vom Arm aus durch meinen ganzen Körper, ich merkte kaum, dass die Wache mich wieder hochgezerrt hatte und nach vorn stieß. Vor dem Mann mit dem Zylinder blieben wir stehen. Die Wache drückte ihm meinen Strick in die Hand und mein Besitzer führte mich wie ein Stück Vieh aus dem Tor hinaus auf die Straße.



Ich nahm alles seltsam unscharf wahr, mein Arm schien in Flammen zu stehen, meine Gedanken waren zäh wie Honig. Es ging eine breite Straße entlang. Die Leute, die uns entgegenkamen, würdigten mich kaum eines Blickes. Der Zylindermann mit der teuren Kleidung zog viel eher die Aufmerksamkeit auf sich. Er führte mich die Straße hinauf und bog schließlich in eine kleine, unscheinbare Gasse ein. Nach ein paar Schritten hielt er an. Er ließ den Strick los und stand mir nun gegenüber.

»Wollen doch mal sehen«, murmelte er. Dann rieb er die Fingerspitzen beider Hände aneinander und flüsterte etwas, das ich nicht verstand. Auf einmal stoben kleine blaue Funken zwischen seinen Fingern empor. Ich zuckte unwillkürlich zurück. Mein neuer Herr war ein Magier!

»Halt still!«, befahl er. Die Funken hatten sich nun wie eine glitzernde Eisschicht über seine Fingerspitzen gelegt. Langsam strich er mit den Fingern über mein Brandzeichen.

So ungefähr musste sich ein Hufeisen fühlen, das der Schmied vom Amboss nimmt und in den Wassereimer taucht. Es wunderte mich fast, dass mein Arm nicht zischte und dampfte. Ich

stöhnte vor Erleichterung auf. Sobald seine Finger meinen Arm berührt hatten, breitete sich eine angenehme Kälte aus, die den feurigen Schmerz fraß. Zurück blieb nur ein dumpfes Pochen, das ich aushalten konnte.

Zum ersten Mal betrachtete ich das Gesicht meines Herrn. Er war nicht mehr ganz jung, aber auch noch nicht besonders alt. Ein paar Fältchen hatten sich in seinen Augenwinkeln eingemischt und zwischen den braunen, leicht lockigen Haaren unter seinem Zylinder zeigten sich an den Schläfen die allerersten weißen Haare. Er hatte ein nicht unfreundliches Gesicht mit gerader Nase und kantiger Kinnpartie.

Er sah mich nicht an, sondern war schon wieder mit dem nächsten Zauber beschäftigt. Er malte mit der Hand seltsame Zeichen in die Luft und schnippte dann mit den Fingern. Die Stricke an meinen Handgelenken fielen sofort gehorsam zu Boden, als hätte er sie mit einem scharfen Messer in mehrere Teile geschnitten.

»Geht es so?«, fragte er. Ich nickte wie betäubt. Was für eine Frage! Es war geradezu himmlisch. Meine Handgelenke kribbelten zwar wie ein Ameisenhaufen, aber ich konnte die Hände wieder frei bewegen. Ohne darüber nachzudenken, wollte ich mit den Fingern die Brandwunde betasten, doch er reagierte schnell und schob meine Hand weg. »Nein, wenn du den Zauber berührst, löst er sich auf.«

Ich sah zu ihm auf. Er war groß, gut anderthalb Köpfe größer als ich, und er hatte breite Schultern. Magier hatte ich mir immer kleiner und drahtiger vorgestellt. Irgendwie wieselig.

Nachdem er mich seinerseits einen Moment gemustert hatte, fragte er: »Wie heißt du?«

Ich brauchte zwei Anläufe, um einen hörbaren Ton zu erzeugen. »Cor«, krächzte ich.

»Und weiter?«, wollte er wissen.

»Nichts weiter, nur Cor.« Da, wo ich herkam, hatten alle kurze Namen. Schnell genannt, schnell vergessen. Als lohnte es sich nicht, mehr als nur eine Silbe an uns zu verschwenden. Die meisten Leute in den Armenvierteln gaben ihren Kindern überhaupt erst einen Namen, wenn sie drei Jahre alt waren. Kleine Kinder starben dort wie die Fliegen.

Er nickte, dann drehte er sich um und ging in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Nach vier Schritten blieb er stehen und sah zu mir zurück. »Komm«, sagte er. Vielleicht hätte ich wegrennen können. Ich war schnell. Normalerweise zumindest. Andererseits, was würde es mir bringen? Das S auf meinem Arm war schließlich deutlich sichtbar. Ein frischgebackener – oder wohl eher gebrannter – Sklave allein auf den Straßen unterwegs? Das konnte nicht gut gehen. Außerdem war er ein Magier, er hätte sicher Mittel und Wege gehabt, mich aufzuhalten. Also folgte ich ihm. Als ich neben ihm war, nahm er meinen Strick wieder in die Hand, etwas widerwillig, schien es mir.

Wir liefen so lange durch die Straßen in Richtung Norden, dass es schon recht dämmrig war, als wir vor einem weiß getünchten, zweistöckigen Haus stehen blieben. Wir waren in einem der äußeren guten Stadtviertel angekommen. Mein Herr betrat sein Anwesen nicht durch die Haustür, sondern öffnete ein schweres Holztor in der weißen Mauer neben dem Haus. Es knarrte freundlich wie zum Gruß. Wir befanden uns auf einem Hof. Rechts lag das Haus, die teuer verglasten Fenster glänzten im letzten Tageslicht. Davor befand sich eine Wasserpumpe.

Links gab es einen kleinen Stall, aus dem das leise Schnauben eines Pferdes zu hören war. Daneben erkannte ich eine Hütte für den Abtritt. Nach hinten hin schloss sich ein kleiner Garten an, der ebenfalls von der gut zwei Mann hohen weißen Mauer umgeben war. Das Tor fiel hinter mir ins Schloss und wurde abgeschlossen. Ich hörte den Schlüssel knarzen. Drei Zylinder, ein teures Schloss, schwer zu knacken. Dann trat mein Herr vor mich, lockerte die Schlinge um meinen Hals und zog mir die Schlaufe über den Kopf. Er warf den Galgenstrick achtlos zur Seite. Ich atmete erleichtert auf.

An der Pumpe wusch er sich gründlich die Hände. »Jetzt du«, sagte er und sah mich auffordernd an. Ich tat es ihm nach. Das Wasser war kalt und frisch. Im Gefängnis hatten wir nur wenig und selten sauberes Wasser zu trinken bekommen. Erst jetzt merkte ich, wie trocken mein Mund war. Ich warf meinem Herrn einen vorsichtigen Blick zu. Er stand geduldig da und wartete. Ich entschied mich, es zu wagen, und wusch mir auch noch rasch das Gesicht. Dabei ließ ich mir unauffällig etwas Wasser in den Mund laufen. Es war nicht viel, aber es tat so gut! Er sagte nichts, sondern nickte nur, als ich fertig war. Dann bedeutete er mir, ihm zu folgen, und wir betraten das Haus durch den Nebeneingang. Wir gingen an zwei Türen vorbei den Flur entlang und stiegen die Treppe in den ersten Stock hinauf. Die Stufen knarrten zum Teil leise, wirkten aber solide. Irgendjemand musste hier regelmäßig sauber machen. Er führte mich zu einer Tür gegenüber der Treppe.

»Hier schläfst du«, sagte er und ließ mich eintreten. Hinter mir schloss er die Tür.

Der Raum war stockfinster. Er schien kein Fenster zu haben.

Einen Moment blieb ich stehen, wo ich war, und versuchte, den Raum um mich zu erfassen und die aufkommende Unruhe, in völliger Dunkelheit zu sein, zu unterdrücken. Es war ein kleines Zimmer, vielleicht ein Abstellraum. Ich konnte es am Klang meines schnellen Atems hören, der von den nahen Wänden allzu bald wieder zurückgeworfen wurde. Vorsichtig tastete ich mich links an der Wand entlang. Nach nicht einmal zwei Schritten stieß ich mit dem Oberschenkel gegen eine hölzerne Kante. Links an der Wand stand ein Tisch. Ich tastete mich daran entlang. Als ich von der Tischkante aus einen Schritt in Richtung der hinteren Wand machen wollte, stolperte ich über etwas auf dem Boden und konnte mich gerade noch so mit den Händen an der Wand abfangen, bevor ich mit dem Gesicht dagegen stieß. Ich wollte mich weiter an der Wand entlangbewegen, aber wieder blieb mein Fuß an etwas hängen und ich taumelte in den Raum hinein. Mit der linken Seite stieß ich gegen etwas Hartes. Unwillkürlich sog ich scharf die Luft ein. Die schöne, kühle magische Eisschicht auf meiner Brandwunde schien sich durch den harten Aufprall zu lösen. Als hätte jemand kleine Eisbrocken aus einer Pfütze geschlagen. Auf jeden Fall fing mein Arm wieder an, stehend zu pochen. Jeder Pulsschlag jagte den Schmerz meinen Arm hinab.

Ich biss die Zähne zusammen und tastete den Gegenstand ab, an dem ich mich gestoßen hatte. Es war ein Regal oder etwas Ähnliches. Nach vielleicht zwei Schritten stieß ich wieder auf die Wand mit der Tür. Der Raum war in der Tat klein.

Ich ließ mich neben der Tür zu Boden sinken, lehnte den Rücken an die Wand und meine rechte Schulter an den Regalpfosten. Abgesehen davon, dass mein Arm schmerzte, hatte ich schon

schlechtere Schlafplätze gehabt. Immerhin war es trocken und nicht allzu kalt. Ich zog die Beine an, bettete meinen brennenden linken Arm darauf und lehnte meinen Kopf gegen das Holz des Regals.

Ich war schon halb dabei, einzudösen, als sich die Tür wieder öffnete. Ein Lichtschein fiel in meine Kammer und der Magier trat ein. Als er ganz im Zimmer stand, sah ich, dass das Licht nicht von einer Kerze oder Lampe stammte, sondern von einer golden leuchtenden Kugel, die über seinem Kopf schwebte. Eine magische Lichtkugel!

Er brauchte einen Moment, bis er mich entdeckte. »Was machst du denn da?«, fragte er mich verwundert.

»Ich sollte doch hier schlafen«, entgegnete ich. Was hatte er denn gedacht?

Überrascht hoben sich seine Augenbrauen. »Warum nimmst du dann nicht die Matratze?«

Matratze? Ich folgte seinem ausgestreckten Finger mit den Augen. Tatsächlich! An der Wand zwischen Tisch und Regal lag eine schmale, aber weich aussehende Matratze mit einer wollenen Decke darauf. Vorhin musste ich über die Ecke davon gestolpert sein. Wie nachlässig von mir, das nicht näher untersucht zu haben! Mein Lehrer aus der Gilde hätte mich zu Recht ausgeschimpft. Ich schob es auf meinen Arm und meine generelle Erschöpfung, so unaufmerksam gewesen zu sein.

»Und gegessen hast du auch noch nicht.« Er deutete auf den Tisch. Schon bei der Erwähnung von Essen zog sich mein Magen gierig zusammen. Als ich die Dinge sah, die dort auf dem Tisch auf mich warteten, knurrte er leise. Vorsichtig stand ich auf.

»Es war so dunkel, ich hab das gar nicht gesehen«, murmelte ich zu meiner Entschuldigung.

»Warum hast du dir kein Licht gemacht?« Jetzt war es an mir, ihn verblüfft anzusehen. Wie hätte ich denn bitte schön Licht machen sollen?

Als er seinen Fehler bemerkte, lachte er auf. »Wie dumm von mir, wie solltest du auch!« Er machte ein konzentriertes Gesicht, fuhr mit den Fingern durch die Luft und zu meinem Erstaunen schwebte eine zweite goldene Lichtkugel über seiner Hand. Behutsam ließ er sie in eine leere Schale auf dem Tisch gleiten, wo sie vor sich hin schwebte und freundliches gelbes Licht verströmte.

Er zog einen Hocker unter dem Tisch hervor und machte eine einladende Geste. »Setz dich.«

Ich gehorchte, während er mich genau beobachtete.

»Du hast an deinen Arm gefasst«, stellte er fest.

Ich verzog das Gesicht. »Nicht ganz, ich bin mit dem Arm im Dunkeln gegen das Regal gestoßen.«

»Auf jeden Fall hat sich der Zauber gelöst und du hast Schmerzen – oder, Cor?«, hakte er nach. Ich nickte. Warum interessierte ihn das?

Auf der Tischecke stellte er ein kleines Tablett ab, das er die ganze Zeit in der linken Hand gehalten hatte. Ich hatte zuvor nicht sonderlich darauf geachtet, ich war zu fasziniert von der magischen Lichtkugel, ganz zu schweigen von der Aussicht auf etwas zu essen gewesen, aber nun war ich neugierig. Ich konnte Verbandszeug, eine Schale mit grünen, länglichen Blättern und einen Tiegel darauf erkennen.

Er beugte sich über meinen Arm, begutachtete das Brandzei-

chen und nickte. Dann schmierte er mit den Fingern vorsichtig eine matschige Pampe aus dem Tiegel auf die Stelle, legte eine Lage Blätter darüber, noch ein sauberes Stück Leinentuch darauf und verschnürte alles recht fachmännisch mit einem langen Stoffstreifen. Zuletzt begutachtete er sein Werk und nickte wieder.

Ich hatte die ganze Prozedur misstrauisch beobachtet, es aber nicht gewagt, mich zu bewegen. Als er anfang, die Paste auf der Wunde zu verstreichen, hatte ich vorsorglich die Zähne zusammengebissen, aber der Schmerz war ausgeblieben. Ganz im Gegenteil: Das höllische Brennen hatte allmählich nachgelassen.

»Der Zauber war nur zur Kühlung«, er deutete auf den Verband, »das wird die Heilung schnell vorantreiben.«

Nach einer Pause, in der ich ihn nur verwundert angestarrt hatte, brachte ich endlich ein undeutliches »Danke« zustande.

Bevor er und sein Tablett aus der Tür verschwanden, drehte er sich noch einmal zu mir um. »Guten Appetit«, sagte er freundlich.

Endlich fand ich meine Sprache wieder. »Was ist mit der Leuchtkugel?«, fragte ich schnell. In meiner Stimme schwang unüberhörbar ein Hauch von Angst mit. Verärgert biss ich mir auf die Lippe.

Er blieb in der Tür stehen. »Sie wird mit der Zeit etwas schwächer werden, sollte aber bis morgen früh durchhalten. Fass sie aber nicht an.« Ich atmete erleichtert auf. Die Vorstellung, hier wieder im Dunkeln zu sitzen, hatte mir ganz und gar nicht behagt. Die Wochen in der ewigen Düsternis des Gefängnisses hatten ihre Spuren hinterlassen.

Die Tür schloss sich hinter ihm. Ich lauschte noch seinen

Schritten nach, die sich auf dem Flur entfernten, dann wandte ich mich dem Essen zu. Mein Magen signalisierte mir deutlich, dass jetzt nicht die Zeit zum Nachdenken war.

Es gab einen Krug frisches Wasser und einen Becher, einen Teller mit einer dicken Scheibe Brot darauf, auf der sogar Schinken lag. Schinken! Ich musste mich sehr zwingen, langsam zu kauen. Daneben stand noch eine Schüssel mit Brei. Er war kalt, schmeckte aber köstlich nach Butter, einer Spur Honig und einem Gewürz, das ich nicht einordnen konnte. Ich kratzte noch lange die letzten Reste aus der Schale, um ja nichts zu verpassen. Zuletzt aß ich den Apfel. Es war keins von den schrumpeligen, säuerlichen Exemplaren, die ich gewohnt war. Es war ein praller süßer Apfel mit einer appetitlichen roten Backe, dessen Saft beim Hineinbeißen spritzte.

Die Matratze war bequem und mit einem frischen Leinentuch bezogen. Erst als ich mich in die warme Decke gekuschelt hatte, erlaubte ich mir, über all die Ereignisse dieses Tages nachzudenken. Ich hatte wirklich keine Ahnung, wo ich hier gelandet war. Als Taschendieb in der Diebesgilde kannte ich den Großteil von Parnass recht gut. Ich hatte Dutzende Sklaven gesehen. Am Hafen, auf den Baustellen, in den Schmieden, Tischlereien und anderen Handwerksstätten. Keiner von ihnen hatte so ausgesehen, als hätte ihm jemand sein Brandmal verbunden und ein Schinkenbrot hingestellt. Sie waren die Stiefelabtreter der Gesellschaft gewesen, selbst die Gilde hatte sie fallen gelassen. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass die Gilde sich nicht mehr um die kümmerte, die sich zum zweiten Mal schnappen ließen. Und ihre neuen Herren schienen keine bessere Haltung ihnen gegenüber zu haben. Mein Herr dagegen war gütig gewesen, geradezu

freundlich. Es widersprach allem, was ich gesehen und gehört hatte, und weckte mein Misstrauen. Als Taschendieb lernte man nicht nur, unbemerkt Geldbörsen zu plündern, sondern man lernte auch, vorsichtig zu sein. Das war uns allen gründlich eingebläut worden. Ich nahm mir fest vor, auf der Hut zu sein. Und aufmerksam. Über diesen Gedanken schlief ich ein.



**I**ch wusste nicht, wovon ich am nächsten Morgen erwacht war. Es war recht still im Haus. Vielleicht war es mein wieder erwachter Diebesinstinkt gewesen, der mich davor warnen wollte, in einer unbekanntenen Umgebung einfach sorglos zu schlummern.

Die Lichtkugel war sichtlich geschrumpft und ihr Licht deutlich schwächer geworden, aber sie erleuchtete den Raum noch so weit, um erkennen zu können, dass jemand den Tisch abgeräumt hatte. Ich erschrak. Ich hatte so fest geschlafen, dass ich gar nicht bemerkt hatte, wie jemand ins Zimmer gekommen war. Wenn Clem, mein Lehrer in der Diebesgilde, einen aus unserer Bande erwischt hatte, der so fest schlief, hatte es Tritte gehagelt. Es war für einen Dieb lebensgefährlich, so fest zu schlafen, wenn niemand sonst Wache hielt.

Für mich wohl nicht. Ich fühlte mich ausgeruht wie lange nicht mehr. Andererseits war ich ja auch kein Dieb mehr.

Eine Zeit später öffnete sich die Tür. Langsam und vorsichtig. Ich hatte natürlich schon die Schritte gehört, die sich meinem Schlafraum genähert hatten, und war aufgestanden. Der Magier

schob seinen Kopf vorsichtig durch den Türspalt, als wollte er mich nicht aufwecken. Als er mich vor der Matratze stehen sah, stieß er die Tür weiter auf und trat schwungvoll ein.

»Ah, du bist schon wach. Ich hoffe, du hast gut geschlafen.« Ich starrte ihn nur ungläubig an. In meinem ganzen Leben hatte es noch niemanden interessiert, wie ich geschlafen hatte. Doch! Vielleicht, als ich klein war, meine Mutter. Das schien aber schon so weit weg zu sein, als gehörte dieser Teil meines Lebens einem anderen.

Als der Magier keine Antwort bekam, sammelte er die inzwischen nur noch kirschgroße Leuchtkugel ein – sie schien in seine Hand zu sickern wie Wasser, das man auf Sand gießt – und winkte mir, ihm zu folgen.

Er führte mich die Treppe hinunter bis in eine geräumige Küche. Es war die Tür links neben der Außentür zum Hof. Die Küche war hell und freundlich. Ein großer Holztisch mit vier Stühlen stand auf einer Seite, die gegenüberliegende Raumseite wurde fast gänzlich von dem beeindruckenden Herd und einem Backofen eingenommen. Daneben gab es noch die schmale Tür zur Speisekammer und ein steinernes Spülbecken, das sogar einen Ablauf zur Kanalisation zu haben schien. Links und rechts reihten sich noch weiß getünchte Schränke an den Wänden, in denen sicher Geschirr und Ähnliches verstaut war. Obendrauf allerdings standen Körbe mit Äpfeln und anderem Obst, ich entdeckte ein Schneidebrett mit einem halben Brotlaib und einen mächtigen Schinken. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Vor den Köstlichkeiten stand wie ein Wachhund eine kleine, recht rundliche Frau mit rötlichen, zu einem dicken Knoten auf ihrem Kopf aufgetürmten Haaren. Ihr Gesicht sah mürrisch aus,

ihre Arme waren vor ihrer Rüsenschürze abwehrend verschränkt.

»Babette!«, sagte der Magier. »Das hier ist Cor.«

Der Blick aus ihren kühlen blauen Augen wanderte abschätzig über mich hinweg und blieb am Verband um meinen linken Arm hängen.

Mein Herr wandte sich an mich. »Babette ist meine Haushälterin und die beste Köchin in ganz Parnass.«

Ihre Augen wurden bei dem Lob einen Moment lang weich und ihr Gesicht sah beinahe freundlich aus. Doch ihr Blick verhärtete sich sofort wieder, als sie mich erneut fixierte.

»Ich bin sicher, dass Cor ein ordentliches Frühstück vertragen könnte, Babette«, sagte er lächelnd zu ihr. Babette schnaubte nur und ließ mich nicht aus den Augen.

»Dieser dreckige ...«

Der Magier hob warnend die Brauen. Babette schluckte herunter, was sie sicher Unfreundliches hatte sagen wollen, fuhr aber nicht weniger forsch fort: »Auf jeden Fall wird er nicht hier in meiner Küche sitzen, bevor er nicht gebadet hat! Haben Sie gesehen, wie verfilzt allein seine Haare sind?«

Unwillkürlich fuhr ich mir über den Kopf. Im Gefängnis werden einem die Haare kurz geschoren. Keine angenehme Prozedur! Viel hatte ich also nicht auf dem Kopf. Allerdings hatte ich so viel Zeit in der Zelle verbracht, dass mein dunkelblondes Haar etwa zwei Fingerbreit nachgewachsen war. Dieser rothaarige Drachen hatte recht. Stellenweise war selbst das bisschen Haar verklebt und am Hinterkopf fühlte es sich an wie Igelstacheln.

Mein Herr seufzte leise. »Nun gut«, lenkte er ein. »Aber du verbindest seinen Arm danach ordentlich und gibst ihm etwas zu

essen!« Dann sagte er zu mir: »Ich habe heute Vormittag noch einiges zu erledigen, wenn du fertig gefrühstückt hast, wird dir Babette sagen, was du tun sollst.«

Ich nickte. Er verließ den Raum. Verloren stand ich neben dem Tisch herum, während die Haushälterin mich weiter finster anstarrte.

Nach einer Weile rief er aus einem Nebenraum: »Fertig, Babette! Ich bin zum Mittagessen zurück!« Dann hörten wir die Außentür zuschlagen.

»Na los, worauf wartest du«, fauchte Babette und rauschte an mir vorbei. Ich folgte ihr.

In der Waschküche, dem Raum gegenüber der Küche, dampfte es aus einer großen Messingwanne, die mitten im Zimmer stand.

»Wo kommt das heiße Wasser her?«, fragte ich staunend.

»Er hat es natürlich hergehext, Dummkopf!«, erklärte Babette, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. »So und jetzt Verband ab, ausziehen und rein mit dir!«, kommandierte sie streng.

Als sie sah, wie ich mich mit dem Verband abmühte, seufzte sie. »Finger weg!«, forderte sie und löste mit wenigen Handgriffen geschickt den Knoten. Als sie das Leinentuch und die Blätter entfernte, war sie allerdings erstaunlich vorsichtig. »Weidenblatt und Heilerdenpaste«, murmelte sie. »Das hat er sicher oben in seinem Arbeitszimmer stehen.« Bevor sie den Raum verließ, befahl sie mir noch, in die Wanne zu steigen und gefälligst ordentlich einzuweichen.

Das warme Wasser war erstaunlich angenehm. Irgendwelche Kräuter oder Öle mussten noch im Wasser sein, denn es duftete leicht und selbst meine Brandwunde pochte in der Wärme nur ein wenig.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie mit wehender Schürze wieder hereinkam. Mit der Entspannung war es jetzt vorbei. In hartem Kommandoton wurde mir befohlen unterzutauchen, dann wusch sie mir wenig feinfühlig die Haare und spülte die Seife mit kaltem Wasser aus. Schließlich hielt sie mir ein Handtuch hin und verlangte: »Abtrocknen!«

Als sie sah, dass ich zögerte, vor ihren Augen aus der Wanne zu steigen, rollte sie nur mit den Augen. »Ich hab vorher in einem Haushalt mit vier Jungen gearbeitet, es gibt nichts«, sie ließ ihren Blick demonstrativ an mir hinuntergleiten, »was ich noch nicht gesehen habe.«

Wenigstens durfte ich mich allein abtrocknen.

Sie hatte mir frische Kleidung bereitgelegt, die von sehr ordentlicher Qualität war und erstaunlich gut passte. Nur das Hemd ließ sie mich noch nicht anziehen. Sie führte mich zurück in die Küche und verband wieder erstaunlich vorsichtig meinen Arm, bevor sie mir das Hemd reichte.

Ich trug nun eine braune Hose mit Hosenträgern über einem hellen Hemd. So fein hatte ich noch nie in meinem Leben ausgesehen. »Danke!«, sagte ich zu ihr. Ich erntete wieder nur einen unfreundlichen Blick.

»Jetzt darfst du dich an meinen Tisch setzen!«, verkündete sie sichtlich zufrieden.

Mir war aufgefallen, wie sehr sie sich über die Bemerkung meines Herrn über ihre Kochkünste gefreut hatte, also lobte ich das Frühstück ausgiebig. Dazu war keinerlei Schauspielerei nötig, das Frühstück war fantastisch. Sie wandte sich demonstrativ ab, aber ich sah, dass sich der Hauch eines Lächelns auf ihre Lippen legte.

Damit war ihr Maß an Freundlichkeit für diesen Morgen allerdings erst einmal aufgebraucht. Den Rest des Vormittags ließ sie mich einen Riesenberg Abwasch erledigen, das Badewasser ausschöpfen und die Wanne schrubbten. Danach mistete ich den Pferdestall aus und striegelte die beiden Pferde – einen großen, sanften Braunen und eine temperamentvollere Fuchsstute. Ich konnte zwar nicht reiten, hatte aber schon häufig für einen Groschen beim Schmied oder einem der Gasthäuser Pferde versorgt und Mist geschaufelt. In der Gilde war es egal gewesen, woher das Geld kam. Ehrliche Arbeit war nicht verboten. Außerdem fiel man so weniger auf und konnte währenddessen interessante Informationen aufschnappen. Wer hatte eine volle Börse in der Tasche? Wer würde wo ein Geschäft abschließen?

Ich konnte den Braunen gerade noch kurz an der Mähne kraulen, da rief Babette schon wieder nach mir. Es mussten noch alle Böden im Erdgeschoss gefegt und der Küchenboden feucht gewischt werden. Sie hielt mich ordentlich auf Trab. Als mir zwischendurch ein »Das auch noch?« entfuhr, sah sie mich nur streng an und meinte bissig: »Bin ich diejenige mit dem Brandzeichen oder du?« Zack! Schon hatte sie mich wieder auf meinen Platz verwiesen. Innerlich zuckte ich mit den Schultern. Was hatte ich erwartet? Feine Kleider machten mich schließlich nicht zu einem Prinzen.



## 4

**M**ein Herr kam wie versprochen pünktlich zum Mittagessen zurück, das wir alle zusammen am Küchentisch einnahmen. Ich war mir nicht sicher, aber es kam mir doch reichlich ungewöhnlich vor, dass ein Sklave mit seinem Herrn zusammen am selben Tisch saß. Nervös ließ ich den Löffel in immer schnellerer Folge durch die Finger gleiten, während Babette das Essen auftrug. Vom Daumen zum kleinen Finger und zurück. Wechsel in die linke Hand und das Gleiche noch mal. Normalerweise hatten wir das mit flachen Kieseln oder kleinen Holzstückchen gemacht. Clem hatte diese Übung als einzig wahre zur Stärkung der Fingerfertigkeit bezeichnet und uns dazu angehalten, sie so oft es ging zu machen. Man konnte das auch gut mit beiden Händen gleichzeitig tun, wenn man die Hände und je einen Kieselstein in den Taschen hatte. Es hielt wach, die Finger geschmeidig und beruhigte gleichermaßen.

Patsch! Babette hatte mir mit der Suppenkelle auf die Finger geklopft. Der Löffel landete klirrend auf der Tischplatte. »Lass das!«, schimpfte sie. Mein Herr warf ihr nur einen mahnenden Blick zu.

Wir löffelten schweigend unsere Suppe. Schließlich brach der Magier das Schweigen. »Was war das für eine Übung?«, fragte er neugierig.

»Das ist zur Beweglichkeit der Finger«, erklärte ich zwischen zwei Löffeln der köstlichen Suppe.

»Das ist wichtig für Taschendiebe, nehme ich an?« Ich nickte.

»Warst du gut?«, fragte er weiter. Bevor ich antworten konnte, stand Babette ruckartig auf, schnappte uns die Suppenteller weg und bemerkte spitz: »Das ist wohl kaum ein passendes Tischgespräch!«

Der Magier lachte. »Warum nicht? Wir sind doch unter uns. Also?«, wandte er sich wieder mir zu.

Ich überlegte einen Moment. »Es ist mir nicht zugeflogen, wie manchen anderen«, sagte ich schließlich, »aber ich habe sehr lange sehr viel geübt. Das haben wir alle. Und ja, dann war ich schließlich gut.«

»Du musst mir das unbedingt nachher zeigen«, meinte mein Herr aufgekratzt. Babette sah ihn strafend an und knallte eine Platte mit einem dampfenden Stück Fleisch auf den Tisch, das köstlich duftete. Es gab also noch etwas zu essen. Ich hatte gedacht, dass die Suppe das einzige Gericht wäre.

Der Magier stand auf und griff nach einem langen scharfen Messer, das auf dem Tisch bereitgelegt hatte. Instinktiv wich ich zurück. Ich konnte mich gerade noch zurückhalten, aufzuspringen. Mit Messern und ihrem Umgang hatte ich in meiner Zeit in der Gilde auch reichlich Erfahrung gesammelt. Ich selbst aber hatte nur kleine Klingen verwendet. Solch große Messer hatten nur die Diebe des höheren Zirkels getragen. Na ja, und ihre Auftragsmörder.

Ich beobachtete argwöhnisch, wie er das Fleischstück in gleichmäßige Scheiben schnitt wie einen Laib Brot. Eine davon legte er auf meinen Teller. Babette füllte noch Kartoffeln und Bohngemüse dazu. Das waren drei verschiedene Mahlzeiten auf einem Teller! Als Dieb hatte ich neben Brot entweder Kartoffeln, Bohneneintopf oder in seltenen Fällen mal ein Stückchen Fleisch zu essen bekommen. Aber niemals alles gleichzeitig.

»Was ist das?«, wollte ich wissen und deutete auf das Fleisch.

»Das ist bester Kalbsbraten!«, verkündete Babette empört.  
»Daran gibt es ja wohl nicht das Geringste auszusetzen!«

Der Magier lachte. Er hatte ein freundliches, volltönendes Lachen. »Lass gut sein, Babette. Ich denke, Cor hat noch nie einen Kalbsbraten gesehen, das ist alles.«

Er erklärte mir, wie ein solcher Braten im Ofen zubereitet wird. In der Tat kannte ich Fleisch sonst nur vom Spieß über dem offenen Feuer. Da sah man dann noch, von welchem Tier es stammte. Nicht dass ich davon je mehr als ein Bröckchen hatte probieren dürfen.

Danach erklärte er, meinen verwirrten Blick richtig deutend, die Handhabung der Gabel. Geduldig zeigte er mir, wie man damit umging. Es war nicht schwer, ich konnte es bald erfolgreich nachmachen.

Nach dem Essen verkündete er, dass er mich mit nach oben in sein Arbeitszimmer nehmen werde. In der Küchentür drehte er sich noch einmal zu Babette um. »Hat heute Morgen denn alles gut funktioniert?«

Babette gab einen abfälligen Laut von sich. Dann sagte sie sauer-töpfisch: »Zumindest ist er nicht faul oder schlampig.« Brüsk wandte sie sich wieder ihrem Herd zu.

Alter Drachen!, dachte ich. Auf der Treppe nach oben bemerkte ich: »Das ist wohl ein Lob gewesen, auf ihre Art.« Vor mir erklang wieder das tönende Lachen.

Das Arbeitszimmer war dann tatsächlich so, wie ich mir das Arbeitszimmer eines Magiers vorgestellt hatte. Es gab einen mächtigen Schreibtisch aus dunklem Holz, übersät mit ledergebundenen Büchern und Papieren, auf denen auch hin und wieder geheimnisvolle Zeichnungen zu sehen waren. Auf den Regalen entlang der Wände sammelten sich noch mehr Bücher, aber auch Gläser, Flaschen und Kistchen mit allerlei seltsamen Inhalten. Alles sah auf den ersten Blick chaotisch aus, schien aber einer inneren Logik zu folgen. Auf jeden Fall klopfte mein Herz unwillkürlich schneller, als ich all die sonderbaren Dinge erblickte. Am liebsten hätte ich alles in Ruhe begutachtet und in die Hand genommen. Geheimnisse schienen aus allen Winkeln zu flüstern. Selbst der Staub, der durch unser Eintreten aufgewirbelt worden war, glitzerte verheißungsvoll im Licht, das durch die großen Fenster fiel.

Der Magier hatte geduldig gewartet, bis ich den Raum mit den Augen erforscht hatte. »Vorweg gibt es eine wichtige Regel, Cor«, begann er ernst. »Ich möchte nicht, dass du dieses Zimmer betrittst – das Gleiche gilt für mein Laboratorium nebenan –, ohne dass ich mich auch darin aufhalte. Hast du verstanden?« Er sah mich eindringlich an. Ich nickte. »Die Türen sind mit einem Zauber gesichert«, fuhr er ebenso nachdrücklich fort. »Ich würde es also sofort wissen, wenn du diese Regel missachtest.«

Ich nickte wieder. Als er mich abwartend musterte, sagte ich mit dem gleichen Ernst: »Ich habe verstanden, Herr.«

Jetzt lächelte er wieder. »Du musst mich nicht ›Herr‹ nennen, zumindest nicht, wenn wir unter uns sind.«

»Wie soll ich Sie denn ansprechen?«, fragte ich prompt.

Er kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Das ist eine gute Frage. Wie wäre es mit Meister? So sprechen die Lehrlinge uns Magier an.«

»Ich bin doch aber nicht Ihr Lehrling«, protestierte ich, obwohl mir ein kleiner zarter Schmetterling der Hoffnung in der Brust flatterte, trotz allem, was ich in meinem bisherigen Leben erlebt hatte und was mich gelehrt hatte, keinerlei positive Erwartungen zu hegen.

»Das bist du nicht«, ließ er den Flügelschlag verstummen, »aber ich werde dir trotzdem ein paar Sachen beibringen – sofern du über ein Tröpfchen Magie verfügst. Also passt es vielleicht doch.«

Das war doch immerhin etwas.

»So«, er rieb sich die Hände, »jetzt möchte ich sehen, was du kannst.«

Ich war verwirrt. »Wie meinen Sie das, Meister?« Meine Zunge stolperte noch über die ungewohnte Anrede.

»Ich meine, als Taschendieb. Stiehl mir etwas, ohne dass ich es merke!« Seine Augen funkelten neugierig.

Ich verkniff mir ein Lächeln. »So einfach geht das nicht«, erklärte ich. »Jeder Dieb, und sei er der beste der Welt, braucht etwas Ablenkung. An was hatten Sie denn überhaupt gedacht?«

Der Magier runzelte nachdenklich die Stirn.

»Du kannst nehmen, was du möchtest, nur die Glasflaschen und die Dinge in diesem Regal«, er deutete auf das hohe Regal rechts vom Schreibtisch, »besser nicht. Einige davon sind nicht ganz ungefährlich.« Ich nickte und sah mich erneut um. Ich spürte seinen neugierigen Blick auf mir.

»Was sind das für Dinge?«, fragte ich und näherte mich dem kleinen Regal unterhalb des Fensters. Ich wusste, dass er meine Finger nicht aus den Augen lassen würde. Fürs Erste.

Wie ich es vermutet hatte, ließ seine Aufmerksamkeit allerdings deutlich nach, als er begann, mir die magischen Gerätschaften und Substanzen in den verschiedenen Behältnissen zu erklären. Wir drehten eine ganze Runde durch den Raum. Immer mal wieder zog er einzelne Kästen aus den Regalen und zeigte mir den Inhalt. Er konnte sich sehr für all die Sachen begeistern, versuchte aber, meine Hände im Blick zu haben, und hielt immer einen gewissen Abstand zu mir. Ich musste eine List anwenden. Ich nahm eine hühnereigroße Kristallkugel in die Hand und hielt sie ins Licht, um sie scheinbar zu bewundern. Bevor ich sie zurücklegte, tat ich so, als wäre sie mir aus der Hand gerutscht. Ich fing sie auf Kniehöhe wieder auf, aber er hatte sich ebenso wie ich eilig vorgebeugt, um ihren Fall abzufangen. Wir stießen leicht gegeneinander. Das genügte mir schon. Seine Taschenuhr pochte nun sanft wie ein Küken in der Eierschale in meiner Hand.

Als wir unsere Runde beendet hatten und wieder vor dem Schreibtisch standen, sah er mich erwartungsvoll an. »Und? Ist es dir gelungen, eine Sache an dich zu nehmen?«

Ich konnte mir ein breites Grinsen nicht verkneifen. Schweigend legte ich vorn auf der Schreibtischkante alle Gegenstände ab, die ich bei unserem Rundgang eingesammelt hatte: drei verschieden große Edelsteine, mehrere Münzen, ein Buch, zwei kleine Ledersäckchen, ein hölzernes Etui und natürlich die Taschenuhr meines Meisters. Seine Augenbrauen hoben sich erstaunt. Als letzten Clou zog ich noch eine seiner Schreibfedern aus meinem Ärmel. Unzerknickt, versteht sich!

»Ich muss sagen, ich bin sehr beeindruckt«, gab er zu. »Ich habe tatsächlich nicht ein einziges Mal etwas bemerkt.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Jahrelanges Training.«

»Wirklich faszinierend!«, bekräftigte er. Er räumte die Gegenstände vom Schreibtisch zurück auf ihren Platz.

»Jetzt machen wir uns aber an die Arbeit. Ich zeige dir drüben im Laboratorium, wie du mir helfen kannst, Cor.« Damit ging er Richtung Tür.

Wie ich ihm *helfen* konnte? Das klang, als würde er mit einem Kollegen sprechen und nicht mit seinem Sklaven. Bevor ich durch die Tür auf den Flur hinaustrat, zögerte ich kurz. Ich hatte noch heimlich einen letzten Gegenstand eingesteckt. Ein schmales, nur handlanges Messer aus scharfem Stahl. Eigentlich hatte ich es behalten wollen. Schließlich war es nie verkehrt, wenigstens etwas wehrhaft zu sein.

»Mach die Tür hinter dir zu!«, rief der Magier vom Flur aus. Ich gab mir einen Ruck und legte das Messer zurück ins Regal. Dann folgte ich ihm.



**A**uch am nächsten Tag nahm er mich mit in sein Laboratorium. Bevor er mich aber wieder Kräuter im Mörser zerstoßen ließ wie am Tag zuvor, an dem er mir jeden Handgriff geduldig erklärt hatte, fragte er: »Was macht die Brandwunde?«

Ich zuckte unsicher mit den Schultern. Was wollte er jetzt hören?

»Lass mal sehen«, sagte er. »Dann kann ich gleich einen neuen Verband anlegen. Wie viel merkst du noch davon?«

Ich streifte die Hosenträger von den Schultern und zog mir das Hemd über den Kopf. »Ich merke kaum etwas. Nur wenn man draufdrückt, tut es noch weh.«

Er bedeutete mir, mich an den großen Arbeitstisch in der Mitte des Raumes zu setzen, holte die Verbandssachen und ließ sich dann links neben mir auf einem zweiten Stuhl nieder. »Ich werde vorsichtig sein«, versprach er. So hatte ich es allerdings gar nicht gemeint. Ich hatte ja bloß seine Frage beantwortet.

Er war vorsichtig. Behutsam wickelte er den Verband ab, zog ganz langsam die länglichen Blätter ab und ließ mich dann den Arm über eine Schüssel halten, während er etwas Wasser da-

rüberlaufen ließ, um den Rest der Heilpaste von der Wunde zu waschen.

»Sie müssen nicht so aufpassen«, sagte ich. »Es ist inzwischen wirklich nichts im Vergleich zu ...«, ich stockte, »... anderen Sachen.« Ich hatte auf den Straßen von Parnass früh lernen müssen, nicht wehleidig zu sein.

Er hielt kurz inne und sah mir ernst ins Gesicht. »Ich kann es mir denken. Ich habe die Narben und Blutergüsse gesehen.«

Sein Blick wanderte zu meiner Schulter, die inzwischen begann, sich von blauschwarz zu grün zu verfärben. Ich wusste nicht, wo ich hinsehen sollte, also wandte ich den Kopf in die andere Richtung. Die Nerven in der Gefängniszelle hatten blank gelegen, besonders in den letzten Tagen vor der Auktion. Da war es recht oft zu Handgreiflichkeiten gekommen, aus denen ich mich nicht immer hatte heraushalten können.

Der Magier hatte inzwischen begonnen, das Brandzeichen sanft mit einem Tuch trocken zu tupfen. Das brannte trotz seiner Vorsicht ordentlich, aber ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

»Weißt du«, sagte er, ohne den Blick von meinem Arm zu heben, »wir haben es nicht eilig. Die paar Momente, die es länger dauert, wenn man vorsichtig vorgeht, können wir leicht entbehren.«

Dann verband er alles neu und ich konnte mich wieder anziehen. »Danke«, sagte ich und meinte es auch so. Er nickte nur freundlich und erklärte mir, was es heute für mich zu tun gab.

Nun bekam mein neues Leben langsam einen Rhythmus. Mein Meister nahm mich beinahe jeden Tag mit in sein Laboratorium.

Stundenlang saßen wir dort zusammen am großen Arbeitstisch. Ich zerstiess meist irgendwelche Kräuter oder Mineralien, während er verschiedene Pulver und Flüssigkeiten mischte, erhitzte oder in andere Gefäße füllte. Geduldig hatte er mir genau gezeigt, wie ich was tun sollte, und auch allerhand zu den einzelnen Zutaten erklärt. Wie Weihrauch entstand zum Beispiel, oder was die Kräfte der Schafgarbe waren. Meistens arbeiteten wir aber schweigend nebeneinanderher. Es war keine unangenehme Stille. Ganz im Gegenteil begann ich diese Stunden des Tages sehr zu schätzen. Die Arbeit war nicht allzu schwer und dazu noch interessant. Meinen Meister zugleich konzentriert und zufrieden mit all den verschiedenen Substanzen hantieren zu sehen, gab mir ein Gefühl der Ruhe. Außerdem mochte ich den Klang des Stößels im Mörser, wenn ich damit verschiedene Stoffe zerkleinerte. Meist ergab sich ganz von selbst ein Rhythmus, der unser stilles Miteinander untermalte. Ich war stolz, wie zunehmend leicht mir die Handgriffe fielen, und freute mich, wenn er mich lobte.

Am Abend brachte er mich immer in meine Schlafkammer und ließ mir eine magische Lichtkugel da, ohne dass ich ihn darum bitten musste. Die ersten Morgen hatte ich darauf gewartet, dass er mich auch wieder abholte. Das änderte sich mit dem vierten Tag. Ich konnte abends nicht einschlafen. Neugierig probierte ich, ob meine Tür sich öffnen ließ. Insgeheim hatte ich damit gerechnet, dass er sie magisch verschlossen hatte, aber so war es nicht. Die Tür ließ sich problemlos öffnen. Ich ging leise nach unten. Als ich im Flur stand und überlegte, ob ich es wagen konnte, in die Küche zu gehen, kam plötzlich mein Meister um die Ecke. Ich zuckte erschrocken zusammen.

»Oh, Cor«, sagte er freundlich, »kannst du nicht schlafen?«

»Ich wollte nur ...«, ich deutete auf den Hof. Das erschien mir die bessere Begründung zu sein.

»Oh, natürlich«, sagte er, »nur zu.«

Als ich nach der Benutzung des Abtritts mit noch vom Händewaschen feuchten Händen wieder nach drinnen kam – Babette legte größten Wert auf Sauberkeit, sie hatte das überaus deutlich gemacht, der Striemen auf meiner Hand von ihrem Kochlöffel schmerzte immer noch leicht –, wartete er noch auf mich.

»Weißt du, Cor«, sagte er, »das ist nur dein Schlafraum, nicht dein Gefängnis. Auch wenn du morgens wach bist, kannst du einfach herunterkommen.«

Von da an traf ich ihn meist in der Küche zum Frühstück. Er erzählte mir dann, was an dem Tag im Laboratorium zu tun war, und ich freute mich auf die kommenden, stillen Stunden unter den sanften Geräuschen von Mörser, kochender Flüssigkeit und dem klingenden Geriesel von verschiedenen Pulvern.

Nur einmal wurde diese Behaglichkeit gestört. Ich zerstiess gerade eine getrocknete Feuerkrautwurzel im Mörser, ein giftig oranges, zähes Ding, als er mich mit ungewohnt ernster Stimme ermahnte. »Du musst mit Feuerkraut besonders vorsichtig sein!«

»Ja, Meister«, antwortete ich leichthin und mörserte weiter. Die Wurzel war wirklich nicht sehr entgegenkommend, sodass ich ordentlich Druck ausüben musste. Ein kleines Stück Wurzel löste sich plötzlich und fiel direkt neben meine Hand auf den Tisch.

Klatsch! Mein Kopf flog zur Seite. Er hatte mir mit der flachen Hand fest ins Gesicht geschlagen. Ich musste eine Weile blinzeln, da mir unwillkürlich die Tränen in die Augen geschossen waren.

Ich verstand das nicht. Noch nie zuvor hatte er mich geschlagen. Er war immer nur geduldig und freundlich gewesen. Vorsichtig ließ ich Mörser und Stößel los und blickte meinem Meister ins Gesicht. Er sah mich ernst an.

»Brennt es?«, fragte er. Meine linke Wange brannte tatsächlich ordentlich, die Ohrfeige hatte gesessen! Ich nickte.

»Das ist nichts im Vergleich zu dem Gefühl, wenn du zerstoßenes Feuerkraut auf die Haut bekommst. Es frisst sich regelrecht hinein. Kein Wasser hilft dir dann. Es brennt tagelang. Schau her!«

Er zupfte ein Blatt von der Pflanze, die in einem Tontopf am Fenster stand, und nahm einen silbernen Löffel, eine flache Glasschale und ein Glasgefäß mit Resten eines orangebraunen Pulvers aus dem Regal an der Wand. Er löste den gläsernen Stöpsel und fischte mit dem Löffel ein paar Krümel heraus, die er vorsichtig über das Blatt in der Glasschale streute. Sofort ertönte ein Zischen. Das Blatt wurde braun und rollte sich zusammen. An einer Stelle, wo besonders viel von dem Pulver gelandet war, loderte für einen Wimpernschlag eine kleine rote Stichflamme auf. All das passierte so schnell, dass es so aussah, als würde sich das Blatt unter Schmerzen zusammenkrümmen. Mich schauderte.

»Verstehst du jetzt?«, fragte er nur und räumte dann alle Gerätschaften sorgsam wieder weg.

Ich hatte verstanden.



**W**enn der Magier in seinem Arbeitszimmer über Büchern und Papieren brütete oder in der Stadt unterwegs war, scheuchte Babette mich mit Arbeitsaufträgen durchs Haus, in den Stall oder den Garten. Unter Babettes bärbeißiger Anleitung lernte ich, Unkraut zu jäten, Beete umzugraben und Gemüse zu ernten. Außerdem freundete ich mich mit den beiden Pferden an. Die Fuchsstute hieß Flamm und hatte eine Schwäche für Äpfel. Ich fütterte sie manchmal mit dem Fallobst des knorrigen, kleinen Apfelbaums ganz hinten im Garten. Der braune Wallach hörte auf den Namen Abendstern. Er mochte es besonders gern, wenn man ihm die Stirn mit dem sternförmigen, weißen Abzeichen kraulte.

Bei der Arbeit draußen ging mir manchmal auch Johan zur Hand oder ich ihm, ganz wie man das sehen wollte. Johan war schon recht alt und hatte nur noch einen Arm. Er kam einmal am Tag vorbei und erledigte allerlei Arbeiten, die gerade anfielen. Dafür erhielt er eine Mahlzeit und zuweilen auch etwas Geld. Bevor ich ins Haus gekommen war, hatte er sich auch um die Pferde gekümmert. Er sprach zwar nicht viel, aber er schien

dankbar, dass das Ausmisten jetzt meine Aufgabe war. Mit nur einem Arm war das sicher nicht einfach gewesen. Ich mochte ihn auf Anhieb. Er war schweigsam, hatte aber immer ein freundliches Lächeln für mich übrig.

Immer mal wieder war mein Meister für einige Zeit unterwegs. Manchmal nur für eine Stunde, manchmal mehr als einen halben Tag. Mal musste ich dafür eins der Pferde satteln, wahrscheinlich wenn er die Stadt verließ. In vielen Vierteln von Parnass waren die Straßen eng, es war nicht ganz ungefährlich, dort zu reiten. Wenn er in der Stadt zu tun hatte, ging er meist zu Fuß. Mein Meister erzählte mir nie, wo er hinging oder was er in seinen Büchern suchte, wenn er allein in seinem Arbeitszimmer war. Ich hätte es zu gern gewusst, aber es ging mich natürlich nichts an. Trotzdem machte es mich ein bisschen traurig, dass er darüber so gar nicht sprach. Denn es schien wichtig zu sein. Er war immer sehr ernst, wenn er ging, und oft noch ernster, wenn er wiederkam.

Irgendwann am Ende der zweiten Woche, die ich in seinem Haus war, bekam mein Meister Besuch. Das war bis dahin noch nicht vorgekommen. Ein fein gekleideter Herr mit einem hohen dunkelgrünen Hut klopfte kurz nach Mittag an die Tür. Babette schickte mich zum Öffnen, weil sie eine Lieferung des Fleischers erwartete. Als ich sah, dass es statt des Fleischers ein mir fremder Herr war, wusste ich nicht, was ich tun sollte. Für einen Moment starrten wir uns gegenseitig an. Er war kleiner als mein Meister und vor allem dicker. Die leuchtend gelbe Weste spannte über seinem Kugelbauch. Zerzaustes schwarzes Haar quoll unter seinem ungewöhnlichen Zylinder hervor und er hatte einen sorgsam gestutzten Bart. Man hätte ihn für einen exzentrischen, reichen

Lebemann halten können, er besaß allerdings die gleiche Ehrfurcht gebietende Aura wie mein Meister und seine kleinen dunklen Augen musterten mich klug und freundlich.

»Du musst der Junge sein«, sagte er mit unerwartet hoher Stimme. Mir dämmerte, dass er ein Kollege meines Meisters sein musste. Hastig bat ich ihn mit einer ungelassenen Verbeugung ins Haus. »Mein Herr ist oben, ich werde ihn sofort holen«, murmelte ich und wollte schon die Treppe nach oben flitzen, doch der Fremde winkte ab.

»Nicht nötig«, schnarrte er, »Jonathan erwartet mich.« Ein Hauch Zitronenduft stieg mir in die Nase, als er kurzerhand an mir vorbeiging und schnaufend die Stufen emporstapfte. Auf halber Treppe kam ihm mein Meister entgegen, dieser allerdings schwungvoll und ohne zu schnaufen.

»Ah, Cornelius!«, rief er. »Ich hatte erst in einer halben Stunde mit dir gerechnet.« Dann fiel sein Blick auf mich, da ich immer noch am Fuß der Treppe stand und dem fremden Magier verwundert nachsah.

»Hat Cor dich reingelassen?«, fragte er.

»Der Junge?« Der Magier namens Cornelius kicherte. »Ja, aber er hat offensichtlich *gar nicht* mit mir gerechnet.« Gemeinsam verschwanden sie im Arbeitszimmer meines Meisters.

Ich ging zu Babette in die Küche. Die schaute mich missbilligend an. »Wo hast du denn das Fleisch gelassen?«

»Es war nicht der Fleischer«, erklärte ich, »es war ein Bekannter des Meisters. Ein kleiner dicker Mann mit einer recht hohen Stimme.«

Babette sah mich tadelnd an. »Das war Herr Cornelius Funkelstein, auch ein Magier des Zirkels! Untersteh dich, ihn dick zu

nennen oder Bemerkungen zu seiner Stimme zu machen!« Sie drohte mir mit dem Kochlöffel.

Dann begann sie geschäftig Tee zu kochen und Kekse in einer Schale zu drapieren.

»Er hat den Meister ›Jonathan‹ genannt«, stellte ich fest.

Babette unterbrach mich. »Warum wohl nicht? Er heißt ja auch Jonathan. Jonathan Barnaby Fossell.«

Es war das erste Mal, dass ich den vollen Namen meines Meisters hörte, und ich prägte ihn mir sofort fest ein.

»Das meine ich nicht«, erklärte ich Babette. »Ich wollte nur wissen, ob sie befreundet sind.«

Babette hielt einen Moment mit dem Herumwirbeln inne.

»Ich wüsste zwar nicht, was dich das angeht, aber ja, sie sind befreundet.« Neben Keksschale und Teekanne stellte sie ein Milchkännchen und Tassen auf ein Tablett und drückte mir das Ganze in die Hände.

»Mach dich lieber nützlich, als neugierig zu sein«, befahl sie barsch. »Klopf aber unbedingt an und warte auf ein ›Herein, bevor du ins Arbeitszimmer gehst!«

Als hätte ich das nicht gewusst!

Die Tür zum Arbeitszimmer stand einen winzigen Spalt offen. Ich wollte eigentlich gar nicht lauschen, aber in der Zeit, die ich brauchte, um das voll beladene Teetablett so in einer Hand zu balancieren, dass ich die andere zum Anklopfen frei hatte, hörte ich einen kleinen, aber hochinteressanten Ausschnitt des Gesprächs mit an.

»Es hat also einen weiteren Fall gegeben?«, fragte mein Meister gerade, als ich in Hörweite war. Der Magier Funkelstein antwortete: »Oh ja, im Ostviertel. Diesmal war es Feuerkraut.«

»Das übliche Muster?«, fragte mein Meister. Sein Magierkollege seufzte: »Ganz genau. Damit macht leider auch der Einbruch bei Sorbets Sinn, fürchte ich. Da könnte ein Zusammenhang bestehen.« Mein Meister stöhnte. »Du meinst wegen des Schwefels und ...«

Mein Klopfen unterbrach ihn abrupt. Einen Moment war es still. »Ja, herein!«, schallte es dann von drinnen. Ich trat ein und servierte den Tee. Ich beeilte mich dabei, denn die beiden Magier sahen nicht so aus, als legten sie Wert auf meine Anwesenheit. Sie wollten ihr Gespräch offensichtlich erst ohne mich fortsetzen.

Mit einem »Danke, Cor, und schließ die Tür hinter dir« entließ mich mein Meister. Ich musste mich arg zusammenreißen, um nicht heimlich zu lauschen. Ich hatte ja nicht viel mitangehört, aber das bisschen hatte mich aufhorchen lassen. Feuerkraut! Das war doch das gefährliche Zeug, weswegen mich mein Meister zur Warnung geohrfeigt hatte. Ich hätte zu gern gewusst, was es mit dem Schwefel, dem Einbruch und dem »weiteren Fall« auf sich hatte. Aber hier und jetzt würde ich sicher nichts mehr erfahren. Ich würde das tun müssen, was ich als Dieb gelernt hatte: beobachten, beobachten, beobachten und dann Schlussfolgerungen ziehen.